



Newsletter vom 6. April 2025

Inhalt

Es tut sich etwas in der Bildungspolitik!	2
3. April 2025, Marianne Wüthrich	2
Ruhe im Schulzimmer – endlich	4
NZZ, 25. März 2025, Meinung & Debatte, Robin Schwarzenbach.....	4
«Die Initiative würde die Lehrpersonen null entlasten»	5
Tages-Anzeiger, 26. März 2025, Zürich, Jigme Garne.....	5
Zürcher Behindertenverbände kontern die Förderklassen-Initiative	8
Tages-Anzeiger, 22. März 2025, Zürich, Pascal Unternährer	8
Zürich führt wieder Förderklassen ein	9
NZZ, 31. März 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief	9
Die Politik muss Brücken bauen	9
Tages-Anzeiger, 27. März 2025, Forum	9
Ausserrhoden will kein Frühfranzösisch mehr	10
St. Galler Tagblatt, 25. März 2025	10
«Das geht in falsche Richtung»	10
St. Galler Tagblatt, 25. März 2025, Viviane Vogel.....	10
«Es gibt 116'220 Varianten von ADHS»	11
NZZ am Sonntag, 30. März 2025, Till Hein	11
«Mein Lehrer hat mich zum Schriftsteller gemacht»	15
Journal 21, 1. April 2025, Carl Bossard	15
Veranstaltungshinweis	18
Was die Kleinklasse für ein Kind bedeuten kann	18
Starke Volksschule Zürich, Mo. 19. Mai 2025, 19.00	18



Es tut sich etwas in der Bildungspolitik!

3. April 2025, Marianne Wüthrich

Ein absoluter Hit

Absoluter Hit der letzten zwei Wochen ist der mutige Entscheid des Zürcher Kantonsrats für die Förderklasseninitiative. So etwas ist in unserem Land eher ungewöhnlich: Ein Parlament stimmt dem Wortlaut einer Volksinitiative 1:1 zu. Offensichtlich ist es auch im Zürcher Rathaus angekommen, dass die integrative Schule gescheitert ist.

Weil die Initiative in der Form einer allgemeinen Anregung eingereicht wurde, muss der Regierungsrat ihren Inhalt nun mit einer Gesetzesänderung umsetzen. Dabei sollten wir der Zürcher Bildungsdirektorin genau auf die Finger schauen, damit sie den Auftrag des Parlaments «nicht verwässert», so Robin Schwarzenbach in der NZZ. Sein Kommentar setzt die richtigen Akzente, mit Ausnahme des Titels (Ruhe im Schulzimmer – endlich). Um eine ruhigere Lernatmosphäre in der Regelklasse geht es zweifellos auch, aber nicht nur. Ebenso wichtig sind adäquate Lernbedingungen für Kinder, die in einer Kleinklasse besser gefördert werden können.

Sinnvolle und weniger sinnvolle Reaktionen

Die Gegenreaktionen auf den Kantonsratsentscheid liessen nicht lange auf sich warten. Von der Präsidentin des ZLV kamen die ewig gleichen, längst widerlegten «Argumente», deren Wiedergabe wir uns hier sparen. Einzig ihre Antworten zur Basler Umfrage, wonach 85% der befragten Lehrerinnen die flächendeckende Einführung von Kleinklassen befürworten, lassen wir uns auf der Zunge zergehen. Basel habe «eine ganz andere Ausgangslage als Zürich», so Lena Fleisch, weil dort erweiterte Lernräume nicht möglich seien. Soll heissen: Wer «erweiterte Lernräume» hat (was immer das genau bedeuten soll), benötigt keine Kleinklassen? Der Clou des Interviews ist der Versuch der Dame, sich um eine Befragung der Zürcher Lehrerschaft zu drücken: «Weil die Integration an den Zürcher Schulen so unterschiedlich gelebt und umgesetzt werde», sei «eine repräsentative Umfrage kaum möglich, wäre entweder sehr aufwendig oder würde keinen Sinn ergeben.» Da stellt sich die Frage: Wozu braucht es einen Lehrerverband, wenn dessen Spitze mit derart absurden Ausreden daherkommt, statt sich für die Anliegen der Mitglieder zu interessieren?

Vonseiten der Zürcher Behindertenverbände folgte auf den Kantonsratsentscheid postwendend die Ankündigung einer eigenen Volksinitiative mit dem zahnlosen Titel «Initiative Schule für alle» und der fragwürdigen Begründung, die Förderklasseninitiative stehe im Widerspruch zur UNO-Behindertenkonvention. In unserem Newsletter wurde diese Interpretation der Konvention schon mehrmals richtiggestellt.

Drei aktuelle Leserbriefe putzen unsere Köpfe durch. Deren Autoren klären «die Begriffsverwirrung rund um Förderklassen und Integration», erläutern, was das Recht des Kindes auf Bildung laut der UNO-Kinderrechtskonvention beinhaltet oder konstatieren, dass die Rückkehr zu einer Schule, in der die Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen, ein durchaus erwünschter «Rückschritt» wäre.

Richtig Französisch lernen in der Sek

Die zweite erfreuliche Nachricht stammt aus dem Appenzellerland. Der Ausserrhoder Kantonsrat schaffte am selben Tag, an dem seine Zürcher Kollegen die Förderklassen einführten, das Fach Französisch in der Primarschule ab. In anderen Kantonen wird ebenfalls darüber diskutiert. Dass in der Romandie nicht alle zufrieden sind mit diesem Beschluss aus Herisau, müssen wir Deutschschweizer akzeptieren. Allerdings ist die Behauptung, damit werde das Französisch-Niveau noch weiter sinken, schlicht falsch. Es gibt genügend Untersuchungen, die das Gegenteil belegen. Wenn Jugendliche in der Oberstufe den Aufbau einer Fremdsprache von Grund auf durch ihre Lehrerin vermittelt bekommen, sitzt die Sprache schneller und besser als mit den Sprachhappchen, die sie in der Primarschule sogenannten spielerisch aufschnappen. Und es macht erst noch mehr Freude, wenn man wirklich zu verstehen beginnt, wie ein französischer Satz klingt und was drinsteht.



Fragezeichen hinter ADHS-Diagnosen

Hochinteressant und erhellend ist das ausführliche und in die Tiefe gehende Gespräch mit dem Psychologen Stephan Schleim über ADHS in der NZZ am Sonntag. Allein schon die einleitenden Fragen verlocken zum Weiterlesen: Ist ADHS ein echtes Volksleiden oder eher die Pathologisierung von **einem** Verhalten, das früher als normal galt? Welche Rolle spielt die Pharmaindustrie dabei? Stephan Schleim lässt sich durch die Fragen des Interviewers nicht von seiner durch reiche Erfahrung erworbenen Gewissheit ablenken, dass die weit verbreitete Diagnose ADHS eine ausgesprochen unklare Sache ist. Insbesondere weist er darauf hin, dass eine Gehirnstörung als Ursache der Symptome, die üblicherweise damit verbunden werden, nicht erwiesen ist.

Keinen Moment vergisst der Interviewte, dass seine Aufgabe als Psychologe nicht in erster Linie ist, Etiketten aufzudrücken und Medikamente zu verabreichen, sondern den Ursachen gestörten Verhaltens im Gemütsleben eines Kindes nachzugehen. Er nimmt klar Stellung und gibt sehr anschauliche Antworten. «Wenn Sie einen Sohn mit starken Schulproblemen und einer ADHS-Diagnose hätten, würden Sie ihm von Medikamenten abraten?» wird er im Interview gefragt. Schleim entgegnet: «Zunächst würde ich mich fragen, welche Schulform für den Jungen geeignet ist. Dann käme die psychologische Ebene: Hat er vielleicht noch nicht gelernt, einmal still zu sitzen oder seine Zeit einzuteilen? Wie kann ich ihn da unterstützen? Lobe ich ihn genug, wenn er einmal sozusagen «gut funktioniert»? Wenn das alles nichts bewirkt, würde ich sagen: Vielleicht probieren wir auch einmal Medikamente aus.» Eine solche klärende Stellungnahme tut in der heutigen Zeit des Diagnose-Booms not.

Hommage an Peter Bichsel und seine Kunst des Erzählens

Carl Bossard macht einmal mehr vor, wie man Leser und Zuhörer in Bann zieht. Seine eigene Faszination an der Kunst des Erzählens macht ihn zur geeigneten Persönlichkeit, um den kürzlich verstorbenen Peter Bichsel zu würdigen. Was für ein berührender Bericht von seinem Erlebnis einer Lesung mit dem Dichter! Feingühlig greift Bossard die pädagogische Lehre aus dessen Werk auf: «Bedeutsam bleibt das Erzählen», das sich nicht auf Arbeitsblätter reduzieren und – ist zu ergänzen – auch nicht in digitale Programme verpacken lässt.

Besonders spannend ist für mich als Deutschlehrerin der Gedanke Bichsels, dass man auch «die Grammatik erzählen» kann. Erinnern Sie sich an das Gedicht «Der Werwolf» von Christian Morgenstern? Da geht es, wie immer bei Morgenstern mit Humor, um die grammatikalischen Fälle (der Werwolf, des Weswolfs, dem Wemwolf...) und darum, dass es von «wer» keine Mehrzahl gibt, was dem nicht gelehrten, aber lebenspraktischen Werwolf nicht einleuchten will, weil er ja eine Familie hat.

Sehen Sie, diese Assoziation, diese Gedankenverknüpfung zwischen dem Erzählen von Grammatik und dem Gedicht von Morgenstern konnten meine Hirnzellen Jahrzehnte später hervorrufen – keine KI wäre dazu fähig.

Nun wünsche ich Ihnen viel Vergnügen mit der dieses Mal wirklich weitgehend erfreulichen Lektüre.

Marianne Wüthrich



Ruhe im Schulzimmer – endlich

NZZ, 25. März 2025, Meinung & Debatte, Robin Schwarzenbach

Zürcher Förderklasseninitiative

Es tut sich etwas in Sachen integrativer Schule. Der Zürcher Kantonsrat hat am Montag der Förderklasseninitiative der Stadtzürcher FDP-Politikerin und Schulleiterin Yasmine Bourgeois und von Vertretern von SVP und GLP deutlich zugestimmt, mit 96 zu 77 Stimmen. Bildungsdirektorin Silvia Steiner hat nun bis November Zeit, dem Parlament eine Umsetzungsvorlage zu unterbreiten.

Die Mitte-Regierungsrätin hätte sich bis dahin wohl lieber mit ihrem eigenen Gegenvorschlag beschäftigt. Dieser sollte den Gemeinden ermöglichen, für verhaltensauffällige oder lernschwache Kinder «erweiterte Lernräume» oder «Schulinseln» einzurichten. Aber davon wollte eine Allianz aus SVP, FDP und GLP nichts wissen. Sie schickte Steiners Idee bachab und setzt stattdessen ganz auf das Volksbegehren von Bourgeois und ihren Mitstreitern: Sogenannte Förderklassen statt «Schulinseln», Entlastung der Regelklassen statt politische Pflasterlipolitik auf Kosten der grossen Mehrheit der Schülerinnen und Schüler – es ist ein klares Misstrauensvotum gegen den integrativen Ansatz, der viele Klassen belastet.

Die Bildungsdirektorin ist gefordert. Sie sollte den Auftrag nicht verwässern, den sie vom Parlament erhalten hat. Die Förderklasseninitiative ist ambitioniert, aber ihr Anliegen ist richtig. Hier werden Themen adressiert, die vielen Eltern und vielen Lehrerinnen und Lehrern unter den Nägeln brennen. Auch wenn sich das die wenigsten eingestehen: Das Ideal des integrativen Unterrichts verträgt sich schlecht mit der schulischen Realität. Wie sollen Primarlehrerinnen ihren Schülern guten Unterricht bieten, wenn zwei, drei Härtefälle immer wieder viel Zeit, Nerven und Energie kosten, da sie beruhigt, gestützt, mit Spezialaufgaben versorgt werden müssen?

Die Förderklasseninitiative will, dass verhaltensauffällige oder lernschwache Schüler bei Bedarf in sogenannte Förderklassen eingeteilt werden können. Wenn möglich im gleichen Schulhaus. Entscheiden über eine solche Massnahme würden die (Schul-)Gemeinden. Das hindert die Gegner des Volksbegehrens aber nicht daran, wegen einer vermeintlichen Förderklassenpflicht auf die Barrikaden zu steigen. Separation statt Integration, Stigmatisierung statt Volksschule für alle, klagen Politiker der Linken sowie Lehrer-, Schulleiter-, Schulpräsidien- und Sonderpädagogen-Vertreter.

Sie sollten ihre Scheuklappen ablegen und den Problemen nicht länger ausweichen, die das integrative Modell manchen Volksschulklassen beschert hat.

Hier wird auf Biegen und Brechen etwas durchgesetzt, das in dieser rigiden Form nicht einmal das Behindertengleichstellungsgesetz des Bundes einfordert, auf das sich Verfechter der integrativen Schule und Gegner der Förderklasseninitiative gleichermaßen berufen: Die Kantone sollen die Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in die Regelschule fördern, «soweit dies möglich ist und dem Wohl des behinderten Kindes oder Jugendlichen dient», steht da geschrieben.

Die Erfahrung vieler Lehrerinnen, Heilpädagoginnen und Eltern zeigt, dass dies nicht immer möglich ist. Und mit der Integration um jeden Preis ist diesen Schülerinnen und Schülern – und allen anderen in der Klasse – nicht immer gedient. Hier könnten Förderklassen Abhilfe schaffen. Sie würden von Heilpädagogen geführt. Und nach dem Willen der Initianten könnten Schüler dieser wohl altersdurchmischten Gruppen nach einer gewissen Zeit wieder in ihre alten Klassen zurückkehren.

Die Befürchtung, dass Förderklassen das Ende des integrativen Unterrichts bedeuten könnten, ist unbegründet. Die Volksinitiative von Yasmine Bourgeois und ihren Mitstreitern ist vielmehr als punktueller Ansatz für Situationen zu verstehen, die die Verantwortlichen vor Ort nach wie vor am besten beurteilen können.

Lehrer sollen sich aufs Unterrichten, Heilpädagoginnen sollen sich auf die Förderung von Kindern und Jugendlichen mit besonderen Bedürfnissen konzentrieren. Sofern es die betreffende Schule als sinnvoll erachtet, in diesem oder jenem Semester eine Förderklasse einzurichten: Was ist dagegen einzuwenden?



Die Argumentation der Gegner überzeugt nicht. Es ist schwer vorstellbar, dass Lehrerinnen und Lehrer ihre Klassen nicht mehr im Griff hätten, da die einen oder anderen unter ihnen künftig ohne Heilpädagoginnen zurechtkommen müssten. Laut den Initianten sollen Heilpädagogen bei Bedarf aus Regelklassen abgezogen werden und Förderklassen zugeteilt werden können. Aber das wäre nicht schlimm, im Gegenteil. Die Klassen dieser Lehrer würden zur Ruhe finden, da die wirklich schwierigen Schüler in Förderklassen betreut würden.

Für Lehrer und Heilpädagoginnen könnte sich eine solche Konstellation sogar als attraktiv erweisen. Und die Rechnung der Initianten könnte durchaus aufgehen: Das Volksbegehren will keine zusätzlichen Kosten verursachen. Auch das sollte sich die Zürcher Bildungsdirektorin zu Herzen nehmen. Es gibt zu wenig Heilpädagoginnen im Kanton. Man sollte sie da einsetzen, wo sie besonders gebraucht werden – in Förderklassen.

«Die Initiative würde die Lehrpersonen null entlasten»

Tages-Anzeiger, 26. März 2025, Zürich, Jigme Garne

Integrative Schule • Die oberste Zürcher Lehrerin Lena Fleisch sagt, die vom Kantonsrat befürwortete Förderklasseninitiative, die verhaltensauffällige Kinder separieren will, schade nur. Lerninseln und Förderzentren seien die bessere Lösung.

Die Zürcher Politik will die integrative Schule bodigen. Am Montag hat der Kantonsrat der Förderklasseninitiative zugestimmt. Sie verlangt, dass verhaltensauffällige Kinder für mindestens ein halbes Jahr in Kleinklassen separiert werden. Die Integration habe versagt.

Es ist 12 Uhr an einer Schule in Winterthur: Die Kinder haben das Schulzimmer soeben verlassen, Lena Fleisch hat die Kantonsratsdebatte wegen des Unterrichts nicht verfolgt. Sie hat aber mitbekommen, dass der Rat «leider zugestimmt hat». Fleisch ist Präsidentin des Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverbands (ZLV) und bekämpft die Förderklasseninitiative.

Frau Fleisch, wann haben Sie zuletzt mit der integrativen Schule gehadert?

Im Alltag fordert uns der Grad an Individualisierung, der von der Schule erwartet wird, immer wieder heraus. Wir stossen regelmässig an Grenzen und müssen sagen: Dies oder jenes bräuchte es und wäre gut für das Kind, aber das geht jetzt nicht, das können wir uns nicht leisten.

Konkret meinen Sie eine bessere Betreuung?

Auch, ja. Angenommen, in einer Unterrichtslektion stellt sich bei zwei Kindern heraus, dass sie an diesem Tag eine 1:1-Betreuung bräuchten. Ein Kind ist mit den Gedanken ganz woanders, das andere macht gerade eine pubertäre Phase durch. Gleichzeitig sind da die anderen 18 Kinder im Unterricht.

Wie reagieren Sie dann?

Irgendwie geht es immer. Die Frage ist, auf wessen Kosten. Wenn ein Kind anfängt «zu flippen», reagiert eine Lehrperson sofort. Aber gleichzeitig sitzt da vielleicht ein anderes Kind, das mit dem Stoff auch nicht weiterkommt, sich aber unauffällig verhält. Beide Kinder haben ihre Bedürfnisse, aber in der Situation kann man nicht beiden gerecht werden. Lehrpersonen müssen sich ständig für und gegen gewisse Kinder entscheiden. Das kann einen zerreißen.

Das Thema integrative Schule bewegt derzeit viele. Wie steht es um sie?

Wir stehen nicht dort, wo wir gern wären. Es gibt Luft nach oben, es fehlen Ressourcen und es kommt zu schwierigen Situationen. Aber dass die integrative Schule gescheitert sei, wie es immer heisst - das würde ich nie im Leben unterschreiben. Wenn die Integration grundsätzlich nicht funktionieren würde, hätten wir ganz andere Zustände in den Schulen.

Man hört oft von Eltern oder Lehrpersonen, die sich beklagen, dass in einer Klasse wenige verhaltensauffällige Kinder einen normalen Unterricht verunmöglichen.



Wir bekommen viel ähnliches Feedback. Im Gespräch stellt sich meistens heraus: Es dreht sich nicht einfach um ein Kind, das man aus der Klasse nehmen könnte, und dann wäre alles gut. Das hat auch mit den verschiedenen Rollen in einer Klasse zu tun. Die Rolle des Klassenclowns beispielsweise gibt es immer. Da können Sie noch so viele Kinder aus der Klasse nehmen, jemand Neues wird die Rolle einnehmen und sich auffälliger als zuvor verhalten.

Aber wir reden nicht von Klassenclowns, sondern von sehr auffälligen Kindern.

In der Regel verhalten sich zwischen eins und sechs Kinder pro Klasse besonders auffällig. Aber ab und zu und nicht immer gleichzeitig! Am Montagmorgen, wenn die Kinder vom Wochenende ausgeruht sind, kommt es zu weniger Konflikten. Die Situation spitzt sich vielleicht am Donnerstagnachmittag zu: Die Kinder sind müde von der Woche, hatten vielleicht Frühlektion, und jetzt haben sie keine Energie mehr für die Schule. Und oft ist es dann ein Wechselspiel in der Klasse: Manchmal reagiert niemand auf ein verhaltensauffälliges Kind, andere Male lassen sich andere davon «anstecken», was eine negative Dynamik in Gang setzt.

Wenn ein einziges Kind alle anderen blockiert: Ist das ein bedauerlicher Einzelfall oder Ausdruck eines unzureichenden Systems?

Beides, denke ich. Hochgradig verhaltensauffällige Kinder kommen meistens aus einem instabilen Umfeld. Man macht es sich sehr einfach, wenn man so einem jungen Menschen die Schuld zuschiebt; bis es zu einer Gesamtunruhe im Klassenzimmer kommt, braucht es viele Faktoren, die das begünstigen.

Ihr Verband ist gegen die Förderklasseninitiative. Warum?

Es sind verschiedene Gründe. Zum einen muss ich betonen, dass Klein- und Sonderklassen heute schon möglich sind. Die Initiative verlangt einen Zwang, was ein unnötiger Eingriff in die Gemeindeautonomie ist. Zum anderen bin ich der Auffassung, dass das heutige Schulumfeld aufzeigt, wo die Bedürfnisse liegen: Im ganzen Kanton Zürich gibt es nur sechs Sonderklassen, aber zig erweiterte Lernräume, Schulinseln, Förderzentren etc. Warum soll man den Schulen jetzt etwas anderes vorschreiben?

Vielleicht würden mehr Gemeinden Sonderklassen einführen, wenn sie es finanzieren könnten.

Aber die Initiative schreibt eben auch eine kostenneutrale Umsetzung vor. An einer grossen Schule kriegen Sie das knapp hin, wenn Sie in allen Klassen die Ressourcen für die Heilpädagogik einsparen und in die Förderklasse verschieben. Dann gehen aber alle anderen Kinder leer aus, die heute von der Heilpädagogik in der Regelklasse mitprofitieren - das wäre eine gravierende Verschlechterung. Kleine Schulen müssten sich zusammenschliessen, viele Kinder müssten also an einem anderen Ort zur Schule, auch das ist ein grosser Einschnitt.

Dafür wären die Lehrpersonen entlastet, verspricht die Initiative.

Was aber nicht stimmt. Ein Kind in eine Förderklasse zu schicken, ist zunächst einmal ein grosser Aufwand, da ein Antrag an die Schulpflege geschrieben werden muss. Dann ist es illusorisch, zu glauben, dass ich als Klassenlehrerin sechs Monate lang nichts mit dem Kind oder seinen Eltern zu tun habe. Darunter würden alle leiden, nicht zuletzt meine Beziehungsarbeit zum Kind. Sie können es drehen und wenden: Die Initiative würde die Lehrpersonen null entlasten.

Wo würden Sie denn ansetzen, um die schulische Integration zu verbessern?

Der Vorschlag der Regierung, alle Schulen mit erweiterten Lernräumen zu entlasten, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Solche Lernräume sind ein Ort nicht nur für störende Kinder, sondern auch für die Begabungsförderung oder für Projektarbeiten. Sie sind kein stigmatisierendes Bestrafungssystem, es gibt eine Durchlässigkeit - anders als bei Sonderklassen.

Wie beurteilen Sie die Bildungsdirektorin und Vorsteherin Silvia Steiner beim Thema Integration?

Ich will das nicht an einer Einzelperson festmachen, die zudem bei der Einführung noch gar nicht im Amt war. Ich denke, man ist ursprünglich der Illusion erlegen, dass man mit der integrativen Schule Geld sparen kann. Langfristig spart die Gesellschaft, wenn sie Kinder und später die



Erwachsenen nicht separiert, sondern integriert. Davon bin ich überzeugt. Aber bezogen nur auf das Schulsystem geht die Rechnung nicht auf. Die integrative Schule kann keine Sparübung sein.

Gut gemeint, aber das Ziel verfehlt?

Nein. Studien zeigen, dass die Mehrheit der Kinder von der integrativen Schule enorm profitiert. Ich sehe das im Alltag: Wenn ein Kind immer wieder «flippt», lernen andere Kinder, ihm die Hand auf die Schulter zu legen und zu sagen: «Hey, isch im Fall alles easy» oder «Hey, wollen wir zusammen im Gruppenraum arbeiten?». Die Kinder lernen, dass unsere Gesellschaft sehr unterschiedlich zusammengesetzt ist und wie sie damit umgehen können. Diese Sozialkompetenzen sind in der heutigen Zeit extrem wichtig.

Von Lehrpersonen hört man: Für eine Integration, wie sie gedacht wurde, bräuchten wir ständig eine Heilpädagogin im Klassenzimmer.

Ja. Die eigentliche Herausforderung der heutigen Schule ist, dass wir in jeder Klasse 20, 25 individuelle Kinder mit individuellen Bedürfnissen haben. Es wird erwartet, dass wir jedes Kind optimal begleiten und fördern. Aber gleichzeitig fehlt der Wille, dafür mehr Personen anzustellen. Eine deutliche Erhöhung des Betreuungsschlüssels ist deshalb eine Forderung des ZLV.

Aber das ist Wunschdenken. Die Bildung macht schon heute fast ein Drittel der öffentlichen Ausgaben aus.

Es gäbe viele Hebel und viele Ansätze, die Frage ist, was es kosten darf und was politisch mehrheitsfähig ist. Darum setzen wir uns für kleinschrittige Lösungen ein, wie zum Beispiel den erweiterten Lernraum, weil das allen Beteiligten, in einem ersten Schritt, etwas bringt.

In Basel zeigte eine Umfrage mit über 600 Lehrpersonen, dass 85 Prozent die flächendeckende Einführung von Kleinklassen befürworten. Hat Sie das Ergebnis überrascht?

Nur auf den ersten Blick. Basel hat eine ganz andere Ausgangslage als Zürich, dort war es bisher verboten, Sondersettings zu schaffen, es gab keine Möglichkeiten für erweiterte Lernräume. Dass da ein Bedürfnis nach Alternativen entstand, ist verständlich. Aber in Zürich ist die Situation eine andere.

Kennen Sie denn die Bedürfnisse der Zürcher Lehrerschaft? Der ZLV hat nie eine solche Umfrage durchgeführt. Der FDP-Kantonsrat Marc Bourgeois wirft Ihnen vor, Sie fürchteten eine Umfrage bei eigenen Leuten.

Das lässt sich natürlich leicht behaupten. Wir könnten auch in der FDP nachfragen, wo bei weitem nicht alle Mitglieder die Förderklasseninitiative unterstützen. Wir haben uns gegen eine Umfrage entschieden, weil die Integration an den Zürcher Schulen so unterschiedlich gelebt und umgesetzt wird - durchaus gewollt übrigens. Eine repräsentative Umfrage ist deshalb kaum möglich, wäre entweder sehr aufwendig oder würde keinen Sinn ergeben. Unsere Position als Dachverband ist aber trotzdem breit abgestützt: Der Verbandsrat - unser Parlament, in dem alle Mitgliederorganisationen und Sektionen vertreten sind - hat sich einstimmig gegen die Förderklasseninitiative ausgesprochen.

Lena Fleisch Präsidentin des Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverbands (ZLV)



Zürcher Behindertenverbände kontern die Förderklassen-Initiative

Tages-Anzeiger, 22. März 2025, Zürich, Pascal Unternährer

Streit um integrative Schule Mehr Integration statt weniger: Vier Verbände wollen mit einer eigenen Volksinitiative die inklusive Volksschule stärken. Der Zeitpunkt der Lancierung ist nicht zufällig.

Die Förderklassen-Initiative wirft ihren Schatten voraus. Sie will erreichen, dass verhaltensauffällige Schülerinnen und Schüler für mindestens ein halbes Jahr aus der Klasse verschwinden und in Kleinklassen unter heilpädagogischer Führung unterkommen. Auch andere Kinder und Jugendliche, die - so der Initiativtext - «kleinere Lerngruppen benötigen», sollten versetzt werden.

Am Montag wird die Volksinitiative von FDP, GLP und SVP im Zürcher Kantonsrat beraten. Bleiben die Reihen der drei Parteien geschlossen, erhält die Initiative eine Mehrheit.

Verbände wollen gegensteuern

Davon geht auch das gegnerische Lager aus, und das sorgt für viel Verunsicherung bei den Verteidigerinnen der integrativen Schule. «Im Moment besteht die Befürchtung, dass die Förderklassen-Initiative in der Bevölkerung auf breite Unterstützung stösst», schreibt Rahel Weil von Pro Infirmis auf Anfrage. Viele Eltern von schulpflichtigen Kindern hätten Vorbehalte gegenüber der Idee, dass alle Kinder unabhängig von ihren Bedürfnissen gemeinsam unterrichtet werden.

Nun haben die Behindertenverbände Pro Infirmis, Insieme, Procap und die Behindertenkonferenz Kanton Zürich reagiert. Sie lancieren nun eine eigene kantonale Volksinitiative, um Gegensteuer zum Trend nach mehr Separation zu geben. Es ist wohl eine Premiere, dass eine Volksinitiative lanciert wird als Reaktion auf eine Volksinitiative, über die noch gar nicht entschieden ist.

In einer Mitteilung von letzter Woche nannten die Verbände ihren Vorstoss «Initiative für eine integrative Schule». Da die heutige Schule integrativ ist und der Titel zu Missverständnissen geführt habe, haben die Verbände den Vorstoss inzwischen unbenannt in «Initiative Schule für alle», wie die Mitinitiantin Rahel Weil schreibt.

Mit diesem Namen komme das Ziel klarer zum Ausdruck. Angepeilt werde eine Schule, die allen Kindern gerecht wird - unabhängig von ihren individuellen Voraussetzungen. «Unsere Initiative möchte die Probleme der integrativen Schule überwinden und die Rahmenbedingungen für schulische Inklusion schaffen», schreibt Weil.

Das Finanzierungssystem ändern

Konkret sollen die Schulen die Mittel für die sonderpädagogischen Massnahmen und Sonderschulen nicht mehr fallweise pro abgeklärtem Kind erhalten, sondern «pauschal und indexbasiert». Also ähnlich wie die Quims-Schulen, die aufgrund von vielen Schülerinnen und Schülern aus fremdsprachigen und sozial benachteiligten Familien mehr Lehrpersonen anstellen dürfen. Als Indexwerte schweben den Behindertenverbänden zum Beispiel der Anteil Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf oder die Schulgrösse vor.

Die Schulen sollen diese pauschalen Mittel je nach Bedarf einsetzen können. Wichtig ist gemäss Rahel Weil auch, dass die Kinder mit sonderpädagogischen Bedürfnissen nicht etikettiert werden und in derselben Klasse bleiben können. Alles andere schade der Chancengleichheit.

Die Verbände verweisen auf die UNO-Behindertenrechtskonvention, welche die Schweiz 2014 unterschrieben hat, und kritisieren die schleppende Umsetzung der schulischen Integration im Kanton Zürich. Als Grund dafür haben sie das Finanzierungssystem geortet, weshalb sie genau da ansetzen. Wie sich ihr Ansatz finanziell auswirkt, ist noch unklar. Die «Initiative Schule für alle» ist als allgemeine Anregung formuliert und wird demnächst vom Kanton geprüft. Danach kann die Sammlung der Unterschriften beginnen. Nötig sind 6000 innert sechs Monaten.



Klar ist allerdings jetzt schon, dass über diese Initiative erst nach der Förderklassen-Initiative entschieden wird, die ebenfalls als allgemeine Anregung formuliert ist. Kommt Letztere am Montag wie erwartet im Parlament durch, muss der Regierungsrat bis spätestens Mitte November eine Umsetzungsvorlage präsentieren. Erst gegen diese kann ein Referendum ergriffen werden. Bis über die «Initiative Schule für alle» entschieden ist, dauert es länger.

Viel SP-Prominenz im Komitee

Die Behindertenverbände erhoffen sich Support aus der Gesellschaft und der Politik. Im Initiativkomitee sitzen neben zahlreichen Personen aus dem Umkreis der Verbände auch engagierte Frauen wie Sonderpädagogik-Professorin Silvia Pool Maag oder die Podcasterinnen Sara Satir und Marah Rikli («Sara & Marah im Gespräch mit »), die beide ein Kind mit Behinderung haben.

Politisch ist vor allem die Linke gut vertreten: Im Komitee figurieren SP-Nationalrat Islam Alijaj, die SP-Kantonsrätinnen Birgit Tognella-Geertsen und Monika Wicki, Grünen-Stadträtin Regula Kaeser-Stöckli aus Kloten sowie der Zürcher SP-Bezirksrat Matyas Sagi Kiss.

Zürich führt wieder Förderklassen ein

NZZ, 31. März 2025, Meinung & Debatte, Leserbrief

Der Zürcher Kantonsrat will die Auswüchse der schulischen Totalintegration beseitigen und wieder Förderklassen einführen (NZZ 25. 3. 25). Das sei «ein Rückschritt um Jahrzehnte», meinen die «Fachverbände» der Pädagogen (nicht unbedingt die Pädagogen an der Basis).

Wenn damit gemeint sein sollte, dass damals ein breiter Konsens darüber bestand, dass Kinder sich in der Schule vor allem die Fähigkeit, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, aneignen sollten, dann bitte ich sehr um diesen «Rückschritt um Jahrzehnte».

Gottlieb F. Höpli, Teufen (AR)

Die Politik muss Brücken bauen

Tages-Anzeiger, 27. März 2025, Forum

«Tages-Anzeiger» vom 26.3. «Die Initiative würde die Lehrpersonen null entlasten»

Es herrscht eine eigentliche Begriffsverwirrung rund um Förderklassen und Integration. Jene Kreise, welche den Verzicht auf Sonderklassen noch immer verteidigen, nennen es Integration, obwohl offensichtlich ist, dass zu deutliche intellektuelle und emotionale Unterschiede der Schüler keine Gemeinschaft ermöglichen, die auf gegenseitigem Austausch und gleichen Lernchancen beruht. Sie führen ganz im Gegenteil zu Separation und dem Erlebnis des Ausgeschlossenseins. Hingegen ermöglichen Kleinklassen, welche Kinder mit ähnlichen Lern- und Verhaltensproblemen aufnehmen, regelmässigen sozialen Austausch und gemeinsame Ausgangspunkte des Lernens, womit Integration in überschaubarem Rahmen gelebt und gefördert wird. Auch der Lernerfolg ist besser, wenn kontinuierlicher Gruppenunterricht unter konstanten Bezugspersonen vermittelt wird, statt die überforderten Schüler ständig für individuelle Zuwendung aus dem Klassenverband zu entfernen. Aber es gehört heute zum Lebensstil, etwas vorzutauschen, was fehlt, und mehr zu scheinen, als was ist.

Peter Schmid, Frauenfeld

«Mit Worten lässt sich trefflich streiten.», schrieb schon Goethe. Dies scheint nun auch im Streit um die integrative oder inklusive Schule so zu sein. Dabei wollen doch alle nur, dass das «Recht des



Kindes auf Bildung auf der Grundlage der Chancengleichheit» erreicht wird (Übereinkommen über die Rechte des Kindes). Im gleichen von der Schweiz ratifizierten Übereinkommen der UNO steht aber auch, dass «die Bildung des Kindes darauf gerichtet sein muss: die Persönlichkeit, die Begabung und die geistigen Fähigkeiten und körperlichen Fähigkeiten des Kindes voll zur Entfaltung zu bringen». Das heisst eben, dass nicht alle Kinder die gleiche Begabung und die gleichen Fähigkeiten haben und dass daher eben Kinder in der Schule gemäss ihren Fähigkeiten geschult werden müssen. Dies geht manchmal besser, wenn nicht alle miteinander beschult werden. Dies steht auch in unserer Bundesverfassung (Art. 41), dass «Kinder sich nach ihren Fähigkeiten bilden und weiterbilden können». Ob die Politik fähig ist, über die ideologische Gräben hinweg, die heute leider im Bildungssystem vorhanden sind, Brücken zu bauen, wird sich zeigen. Dann könnte es möglich werden, dass den Kindern - den langsamen und schnellen, den motivierten und leistungsunwilligen, den so begabten und den anders begabten - eine ihren Fähigkeiten entsprechende Schulbildung ermöglicht wird.

Armin Tschennett, Luzern

Ausserrhoden will kein Frühfranzösisch mehr

St. Galler Tagblatt, 25. März 2025

Fremdsprache • Der Ausserrhoder Kantonsrat hat am Montag eine Entscheidung mit Signalwirkung getroffen: Als erstes Parlament stimmte der Rat den Forderungen einer Motion zu, Frühfranzösisch abzuschaffen und die zweite Fremdsprache erst auf Sekundarstufe zu unterrichten und nicht wie bisher an der Primarschule. Ausserrhoden nimmt damit eine Vorreiterrolle ein: In den Kantonen St. Gallen, Thurgau, Zürich und Luzern sind ähnliche Vorstösse hängig. Innerrhoden und Uri scheitern aus, beide haben nie Französisch auf Primarstufe eingeführt.

Die Debatte im Ausserrhoder Kantonsrat mit über 20 Voten war lebhaft. Trotz massiver Kritik der SP, die den nationalen Zusammenhalt gefährdet sah, setzten sich die Bürgerlichen durch: Die Motion wurde klar mit 37 Ja zu 26 Nein angenommen. (miz) Ostschweiz

«Das geht in falsche Richtung»

St. Galler Tagblatt, 25. März 2025, Viviane Vogel

Die Abschaffung des Frühfranzösisch kommt in der Romandie schlecht an.

«Die Mehrsprachigkeit ist der Zement unseres nationalen Zusammenhalts», sagt Mathilde Crevoisier Crelier. Die Jurassierin präsidiert die Bildungscommission des Ständerates. «In der Westschweiz kommt es nicht infrage, die erste Fremdsprache Deutsch durch Englisch zu ersetzen. Deshalb erscheint mir diese Entscheidung in Ausserrhoden fragwürdig.»

Sie bezieht sich damit auf den Vorstoss, den der Kantonsrat von Appenzell Ausserrhoden am Montag angenommen hat: Ausserrhoder Kinder sollen erst ab der Sekundarstufe Französisch lernen. Die dadurch frei werdenden Lektionen auf der Primarstufe sollen der Verbesserung der Deutsch- und Mathematikkompetenzen dienen. Auch andere Kantone diskutieren über die Abschaffung des Frühfranzösisch.

Schon die Tatsache, dass in den Ostschweizer Kantonen Englisch zur ersten Fremdsprache erklärt wurde statt Französisch, löste heftige Diskussionen aus. Die jetzigen Debatten zum Frühfranzösisch gehen laut Crevoisier in die falsche Richtung. Sie sagt: «Das Französisch-Niveau wird noch weiter sinken, was beispielsweise dem Arbeitsmarkt schaden wird.»



In der Romandie geht es um Qualität, nicht um Dauer

Dass man in Ostschweizer Kantonen keinen Nutzen im Alltag hat, wenn man gut Französisch spricht, kann die Jurassierin Crevoisier nachvollziehen. Aber dass sogar der zweisprachige Kanton Bern sich mit der Frage befasst, wie sinnhaft das Fremdsprachenlernen in jungen Jahren ist, findet sie schwierig zu verstehen.

Crevoisier findet aber auch Lob: «In der Deutschschweiz legt man mehr Wert auf Welschland-Aufenthalte. So etwas kennen wir in der Romandie weniger.» Ennet dem Röstigraben drehe sich die Debatte nicht um die Dauer des Deutschunterrichts, sondern vielmehr um dessen Qualität.

Ist spätes Lernen gleich effektiv?

Christophe Darbellay, Walliser Staatsrat und Präsident der Konferenz der Erziehungsdirektorinnen und -direktoren, zweifelt zudem an der Legitimität der Argumente der Frühfranzösisch-Gegner. Dass es keine Rolle spiele, ob man schon in der Primarschule Französisch lernt oder erst später, sei «wissenschaftlich nicht erhärtet», sagt er auf Anfrage. Vielmehr werde in Fachkreisen betont, dass Kinder im jungen Alter besonders aufnahmefähig für Sprachen sind.

Auch die Genfer Nationalrätin Simone de Montmollin kritisiert die Entscheidung. Man mache es sich zu einfach, die Abschaffung entbehre «jeglicher pädagogischen Rechtfertigung». De Montmollin, die auch die Bildungskommission des Nationalrats präsidiert, erinnert an den Auftrag der Schweiz: «Bundesgelder werden in die Sprachtauschen in der Sekundarschule und in der Lehre investiert.» Dementsprechend widerspreche es der nationalen Politik, wenn man den Französischunterricht auf Primarstufe streicht.

«Wir sind eine Willensnation», sagt de Montmollin. «Also ein Land, in dem der Zusammenhalt von unserem Engagement abhängt, die Sprache und Kultur der jeweils anderen zu lernen.» In der Westschweiz messe man dieser Tatsache viel Bedeutung bei.

«Es gibt 116'220 Varianten von ADHS»

NZZ am Sonntag, 30. März 2025, Till Hein

Immer mehr Menschen erhalten die Diagnose ADHS. Echtes Volksleiden oder Pathologisierung von Verhalten, das früher als normal galt? Der Psychologe Stephan Schleim tendiert zu Letzterem und verweist auch auf die problematische Rolle der Pharmaindustrie. Interview: Till Hein

NZZ am Sonntag: Bei immer mehr Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen wird ADHS diagnostiziert. Ist das noch normal?

Stephan Schleim: Gute Frage. Laut internationalen Studien haben etwa sieben Prozent aller Minderjährigen ADHS. Und die Zahl der Diagnosen steigt weiter an, gerade auch bei Erwachsenen. Viele bekommen Medikamente.

Wie erklären Sie sich das?

Die ursprünglichen Kriterien für ADHS aus den 1980er Jahren wurden immer stärker ausgeweitet. Offiziell ist ADHS immer noch als Entwicklungsstörung definiert. Man ging davon aus, dass diese Störung bereits in der Kindheit erstmals auftritt und im Erwachsenenalter verschwindet. Seit gut zwanzig Jahren aber sehen das viele Psychiaterinnen und klinische Psychologen nicht mehr so eng. Nun suchen immer mehr Erwachsene die Diagnose.

Was ist falsch daran? Für viele Betroffene muss es ein Segen sein, wenn ihre Schwierigkeiten endlich ernst genommen werden.

Ja. Aber die Tendenz, schnell ADHS zu diagnostizieren, wirft auch neue Fragen und Probleme auf. Es gibt in Schulen und an Universitäten für Menschen mit dieser Diagnose oft Erleichterungen. Sie



bekommen zum Beispiel häufig mehr Zeit für schriftliche Arbeiten. Das kann berechtigt und sinnvoll sein – aber auch Anreize schaffen, die Diagnose anzustreben. Und es gibt, das muss man klar festhalten, auch das Ziel der Pharmaindustrie, möglichst viele Medikamente zu verkaufen. Allein in Deutschland nehmen inzwischen fünf Millionen Menschen täglich Psychopharmaka gegen Depressionen. Für weitere knapp zwei Millionen gibt es Präparate wie Methylphenidat (bekannt unter dem Markennamen «Ritalin», Anm. der Red.) gegen ADHS oder Neuroleptika. Insgesamt mehr als sieben Millionen Menschen sind also allein in Deutschland auf Psychopharmaka angewiesen, um ihren Alltag bewältigen zu können. Tendenz steigend.

Psychiater bezeichnen ADHS als eine «Störung des Gehirns». Wie hat man sie entdeckt?

Eigentlich gar nicht. Vor hundert Jahren verpasste man Kindern, die unaufmerksam und unartig waren und bei denen Psychiater der Meinung waren, dass dies nicht mehr der Norm entspreche, die Diagnose «minimal brain damage» – «minimaler Gehirnschaden». Nach Protesten von Eltern wurde die Diagnose in den 1970er Jahren abgeschwächt auf «minimale Gehirnstörung» – auch «minimale zerebrale Dysfunktion» genannt. Nicht zuletzt, weil man die angebliche Schädigung des Gehirns nicht hatte dingfest machen können. Seit 1987 heisst das Syndrom offiziell ADHS. Und viele Psychiater führen es auf eine Störung des Dopaminhaushalts im Gehirn zurück.

Ich dachte, Dopaminmangel im Gehirn sei als Erklärung für ADHS allgemein anerkannt.

Es ist eine Hypothese, die viele Psychiaterinnen und Psychiater vertreten. Nachgewiesen ist nur: Viele Kinder benehmen sich nicht wie gewünscht. Und wenn man ihnen ein Mittel wie Methylphenidat gibt, das den Dopaminspiegel erhöht, dann verhalten sich viele von ihnen «besser». Manche Fachleute folgern daraus vorschnell, dass Menschen mit einer ADHS-Diagnose unter einer Dopaminstörung litten.

Wurden denn im Gehirn von ADHS-Patienten keine Besonderheiten festgestellt?

Jein. In wissenschaftlichen Studien fand man immer nur kleine oder gar hypothetische Unterschiede beim Vergleich ganzer Personengruppen. Solche Durchschnittswerte lassen sich nicht auf Individuen übertragen, wie es für eine Diagnose erforderlich wäre. Wenn das anders wäre, würde man die Störung längst auf der Basis von Gehirnschans diagnostizieren.

Methylphenidat erhöht den Dopaminspiegel im Gehirn und kann die Symptome von ADHS oft reduzieren. Ist das nicht Beweis genug?

Nein. Denn es muss ja keine Gehirnstörung vorliegen, damit solche Substanzen wirken. Nehmen wir ein Phänomen wie Schüchternheit: Wenn Sie in eine Bar gehen, um jemanden kennenzulernen, und nach ein paar Drinks weniger verlegen sind als zuvor, dann heisst das doch nicht, dass Sie sonst an einem Alkoholmangel im Gehirn leiden, der Schüchternheit auslöst. Methylphenidat wird übrigens manchmal auch als Diät-Pille verwendet, weil es den Appetit zügelt, teilweise auch gegen Depressionen. Es wirkt also offensichtlich recht unspezifisch.

Schulpsychologen sagen: «Manche Kinder können sich schlecht benehmen und konzentrieren und sind sehr aufbrausend, weil sie ADHS haben.» Das schützt die Betroffenen vor überzogener Kritik.

Mag sein. Aber es ist ein logischer Fehler. Wenn ein Kind sehr unruhig ist, bekommt es heute schnell die Diagnose ADHS – und anschliessend wird gesagt, weil es ADHS habe, sei es sehr unruhig. Ein Zirkelschluss. Man tut so, als ob man etwas erkläre, erklärt aber nichts. In der medizinischen Fachsprache gibt es überhaupt viel Hokusfokus. Wenn Sie eine Entzündung im Mundbereich haben und zum Hautarzt gehen, dann sagt der vielleicht: «Herr Hein, Sie haben eine periorale Dermatitis.» Wow, denken viele Leute dann. Toll, jetzt weiss ich endlich, was mir fehlt. Dabei heisst das auf Latein einfach «Entzündung im Mundbereich».

In der Schweiz besteht bei den ADHS-Diagnosen und -Medikationen ein Nord-Süd-Gefälle.

Nicht nur das. In der Nord-, aber auch in der Westschweiz werden auffallend oft Medikamente gegen ADHS verschrieben. Im Süden des Landes und in der Ostschweiz ist man diesbezüglich viel zurückhaltender. Besonders sticht in der Westschweiz der Kanton Neuenburg heraus: Dort werden



achtmal mehr ADHS-Medikamente verschrieben als zum Beispiel im Tessin. Auch in den Kantonen Basel-Stadt, Basel-Land, Zug und Freiburg ist es ein Vielfaches der in Glarus, Graubünden oder St. Gallen verordneten Mengen. Wo es den Kindern am besten geht, müssen Sie aber bitte diese selbst oder die Eltern und die Pädagogen in der Schweiz fragen.

Wie viele Formen von ADHS sind bekannt?

Gemäss der klinischen Psychologie sind es drei: eine Variante mit besonders hoher Impulsivität, eine mit starker Aufmerksamkeitsproblematik sowie ein Mischtypus. Ich habe mir die ADHS-Definition im «DSM-5» – einem weltweit anerkannten Klassifikationssystem für psychische Störungen – genauer angesehen: Jede der drei Varianten umfasst da neun Symptome, von denen mindestens sechs über ein halbes Jahr auftreten müssen. Raten Sie mal, wie viele Kombinationen da möglich sind?

Ein paar hundert?

Exakt 116 220, ich habe es ausgerechnet. Das verdeutlicht, wie heterogen die Schwierigkeiten der Betroffenen sind – und wie schwammig die ADHS-Diagnose ist.

Gibt es ADHS vielleicht gar nicht?

So weit würde ich nicht gehen. Sagen wir es so: Wie impulsiv jemand ist und wie gut er oder sie sich konzentrieren kann, lässt sich durch psychologische Tests messen. Ab wann man das dann aber eine Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung – also ADHS – nennt, ist eine Konvention. Und es ist auch eine Vereinbarung, ob man es überhaupt so nennen will. Ein psychiatrisches Diagnose-Handbuch wie das «DSM-5» beinhaltet solche Konventionen, auf die sich führende Fachleute geeinigt haben. In diesem Sinn gibt es ADHS.

Manche Fachleute schreiben, ADHS sei zu 50 bis 80 Prozent genetisch bedingt.

Das können Sie gleich wieder vergessen. In Wirklichkeit lässt sich die Genetik nur sehr schwer von den Umwelteinflüssen abgrenzen. Aber bleiben wir einmal bei den angeblichen 50 bis 80 Prozent. Das ist ja eine recht grosse Spannweite. Stellen Sie sich vor, Sie stellen sich auf eine Waage, und die zeigt an: Sie wiegen zwischen 50 und 80 Kilogramm. Da würde doch jeder sagen: «Diese Waage muss kaputt sein.»

Okay. Aber in vielen Familien tritt ADHS häufiger auf, als der Zufall das gebieten würde.

Ja, aber man erbt von den Eltern nicht nur die Gene, sondern meist auch das Umfeld, in dem man aufwächst: Armut, emotionale Spannungen, Leistungsdruck, mögliche Misshandlung und vieles mehr. Wer etwa seine Kinder schlägt, tut das mit höherer Wahrscheinlichkeit, weil er oder sie das einst selbst als «normal» kennengelernt hat, als wegen einer genetischen Veranlagung. Wissenschaftliche Studien mit Zehntausenden Personen haben inzwischen ergeben, dass sich nur etwa 5,5 Prozent der ADHS-Symptome genetisch erklären lassen.

Was sind die Hauptrisikofaktoren für ADHS?

Der stärkste nachgewiesene Faktor ist das Alter bei der Einschulung: Die Jüngsten des jeweiligen Jahrgangs erhalten die Diagnose am häufigsten. Meines Erachtens wird hier Kindlichkeit pathologisiert, also für krank erklärt – und zwar bei Kindern!

Ein Freund von mir hat mit über fünfzig einen Test gemacht – und hat jetzt offiziell ADHS. Er sagt, dank Methylphenidat könne er sich viel besser konzentrieren, sei aber weniger kreativ.

Solche Erfahrungsberichte höre ich öfter. Eine Schwierigkeit bei diesem Thema ist, dass sich Kreativität schwer wissenschaftlich messen lässt. Nach Sichtung vieler Studien denke ich: Durch Methylphenidat kann man seine Grundmotivation steigern. Das erleichtert es zum Beispiel, eher ermüdende, eintönige Aufgaben zu lösen. Vielleicht fehlt dann jedoch mitunter ein Zustand, in dem man auf überraschende Ideen kommt. Aber das ist jetzt Spekulation.

In Beratungsbüchern für Eltern steht, ADHS sei ein Risikofaktor für die spätere Ausprägung einer Depression.

ADHS und Depressionen treten oft gemeinsam auf. Mein Eindruck ist: Viele Menschen mögen die Diagnose ADHS lieber. ADHS wird als weniger stigmatisierend empfunden als eine Depression. Es gibt aber viele Überlappungen zwischen diesen Störungsbildern.



Manche Ernährungsberater sagen, die Symptome von ADHS liessen sich auch durch Omega-3-Fettsäuren, Biogemüse und andere gesunde Nahrungsmittel beeinflussen. Was halten Sie davon?

Ernährungsgewohnheiten können sich auf die Psyche auswirken, klar. Wir wissen zum Beispiel alle, dass viele Kinder zappelig werden, wenn sie eine Flasche Cola trinken. Ich denke, der Einfluss ist nicht riesig, aber es gibt ihn. Wenn Leute allerdings Millionen damit verdienen, irgendwelche Nahrungsergänzungsmittel gegen ADHS zu verhökern, und das Blaue vom Himmel versprechen, halte ich das für dubios.

Soll man Kindern mit ADHS-Symptomen die grosse Aufmerksamkeit geben, die sie häufig einfordern? Oder ist das kontraproduktiv?

Wenn Kinder oder Jugendliche zum Beispiel den Schulunterricht massiv stören und man ihnen daraufhin viel Aufmerksamkeit schenkt – wenn auch «negative Aufmerksamkeit» – dann können sie das in der Tat als eine Art Belohnung erleben. Man stützt also genau das, was man nicht haben will. In der Pädagogik gibt es daher inzwischen auch andere Ansätze: Manche Lehrerinnen und Erzieher loben die Kinder zum Beispiel gezielt, wenn sie ausnahmsweise einmal still sitzen, sich im Unterricht bemühen oder die Hausaufgaben machen. Mitunter hilft das.

Und Medikamente? Selbst Pädagoginnen und Psychologen, die sich jahrzehntelang dagegen wehrten, sagen heute: Methylphenidat kann bei ADHS eine Chance sein. Was hat sich da verändert?

Relativ neu ist, dass solche Präparate den Wirkstoff über längere Zeit hinweg kontinuierlich abgeben. Früher musste man alle drei, vier Stunden eine neue Dosis einnehmen. Jetzt kommt man mit einer Pille oft zwölf Stunden aus. Und man dosiert die Medikamente individueller.

Kann Methylphenidat dennoch der Gesundheit schaden?

Eine typische Nebenwirkung ist mangelnder Appetit. Lässt die Wirkung dann abends nach, bekommen einige Kinder plötzlich Heisshunger. Das kann mitunter zu Gewichtsproblemen führen. Bei manchen kommt es auch zu Kopfschmerzen oder Schlafproblemen. Und als Erwachsener sollte man bei solchen Medikamenten generell etwas vorsichtig sein, insbesondere wenn man unter bestimmten Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder erhöhtem Blutdruck leidet.

Wenn Sie einen Sohn mit starken Schulproblemen und einer ADHS-Diagnose hätten: Würden Sie ihm von Medikamenten abraten?

Zunächst würde ich mich fragen, welche Schulform für den Jungen geeignet ist. Dann käme die psychologische Ebene: Hat er vielleicht noch nicht gelernt, einmal still zu sitzen oder seine Zeit einzuteilen? Wie kann ich ihn da unterstützen? Lobe ich ihn genug, wenn er einmal sozusagen «gut funktioniert»? Wenn das alles nichts bewirkt, würde ich sagen: Vielleicht probieren wir auch einmal Medikamente aus.

Klingt vernünftig. Zumal Lehrer berichten, dass Kinder dank einer solchen Medikation dem Unterricht besser folgen, mehr Erfolgserlebnisse haben und entspannter wirken.

Ich bin da überhaupt nicht dogmatisch. Ich gönne jeder und jedem psychoaktive Substanzen, wenn sie unterm Strich mehr helfen als schaden. Aber eine Sache liegt mir noch am Herzen: die Selbstwirksamkeit. Gerade in Kindheit und Jugend ist es wichtig, dass man lernt, selbst etwas erreichen zu können. Wenn man es schafft, die ADHS-Problematik – vielleicht auch nur zum Teil – aus eigener Kraft zu lösen, ist das ein Erfolgserlebnis. Und solche Erlebnisse wirken sich positiv auf die allgemeine psychische Gesundheit aus. Schon das spricht aus meiner Sicht dafür, es erst einmal ohne Medikamente zu versuchen.

«Mein Lehrer hat mich zum Schriftsteller gemacht»

Journal 21, 1. April 2025, Carl Bossard

Kaum eine Tageszeitung, kaum eine Wochenpublikation, die Peter Bichsel und sein literarisches Schaffen nicht gewürdigt hat: als politischen Poeten, als Kolumnisten, als bundesrätlichen Redenschreiber. Seltsam wenig war vom pädagogischen Denker Bichsel zu hören. Eine persönliche Erinnerung.



*Peter Bichsel als Primarlehrer 1965 in Zuchwil
(Bild: Schweizerische Nationalbibliothek, Bern, Sammlung Photopress)*

Es gibt Bücher, die gehen unter die Haut; sie bleiben darum im Gedächtnis. Ein Leben lang. Zu ihnen zählt das schmale Bändchen mit sieben «Kindergeschichten»¹. Sie wurden zum literarischen Evergreen, wie es der Literat Peter von Matt ausdrückt. Daraus trug der junge Peter Bichsel auf Einladung der Literarischen Gesellschaft Zug vor. Das war 1969. Die Redaktion der damaligen Zuger Nachrichten hatte mich «zum Schreiben» geschickt. «*Amerika gibt es nicht. Peter Bichsel liest aus eigenen Werken*», so überschrieb ich den kleinen Beitrag für die Zuger Lokalpresse.

Mit «Was wäre, wenn?»-Fragen die Welt betrachten

Noch heute erinnere ich mich an den Abend im Gotischen Saal des Stadtzuger Rathauses, noch heute habe ich Peter Bichsels näselnde Stimme im Ohr, höre ich seine schlanken, schlichten Sätze, lausche ich seiner legendären literarischen Miniatur «Ein Tisch ist ein Tisch». Bichsel las seine «Kindergeschichten», ganz einfache, mit ganz gewöhnlichen Titeln: «Die Erde ist rund», «Der Mann mit dem Gedächtnis», «Jodok lässt grüssen». Doch ist das ganz einfach? Oder steckt dahinter nicht viel mehr?

Bichsel ist getrieben von der Sehnsucht nach einem ursprünglichen Betrachten der Welt. Es gleicht den Fragen eines Kindes; so legt er es uns nahe. Das Kind im Essay «Die grammatikalische

¹ Peter Bichsel (1969), *Kindergeschichten*. Neuwied und Berlin: Luchterhand Verlag.

Zukunft» will am Mittwoch von seiner Mutter wissen: «Was wäre, wenn Donnerstag wäre?» Die ungeduldige Mama kann mit der Frage nichts anfangen und reagiert unwirsch: «Frag nicht so saudumm.» Doch der Erzähler kommentiert: «Vielleicht weiss das Kind, oder ahnt es, dass die Frage unbeantwortet ist. Vielleicht will es nichts anderes, als seine Mutter ins Unbeantwortbare verlocken, ins Absurde, ins Konjunktivische, ins «Was-wäre-wenn».² Die naive Kinderfrage nach der Fiktion. Denn nur das Denken des Unmöglichen erweitere die Basis des bewusst Anerkannten, so Bichsel. Kinder lebten in Fragen, Erwachsene in Antworten, sagt er im gleichen Essay.

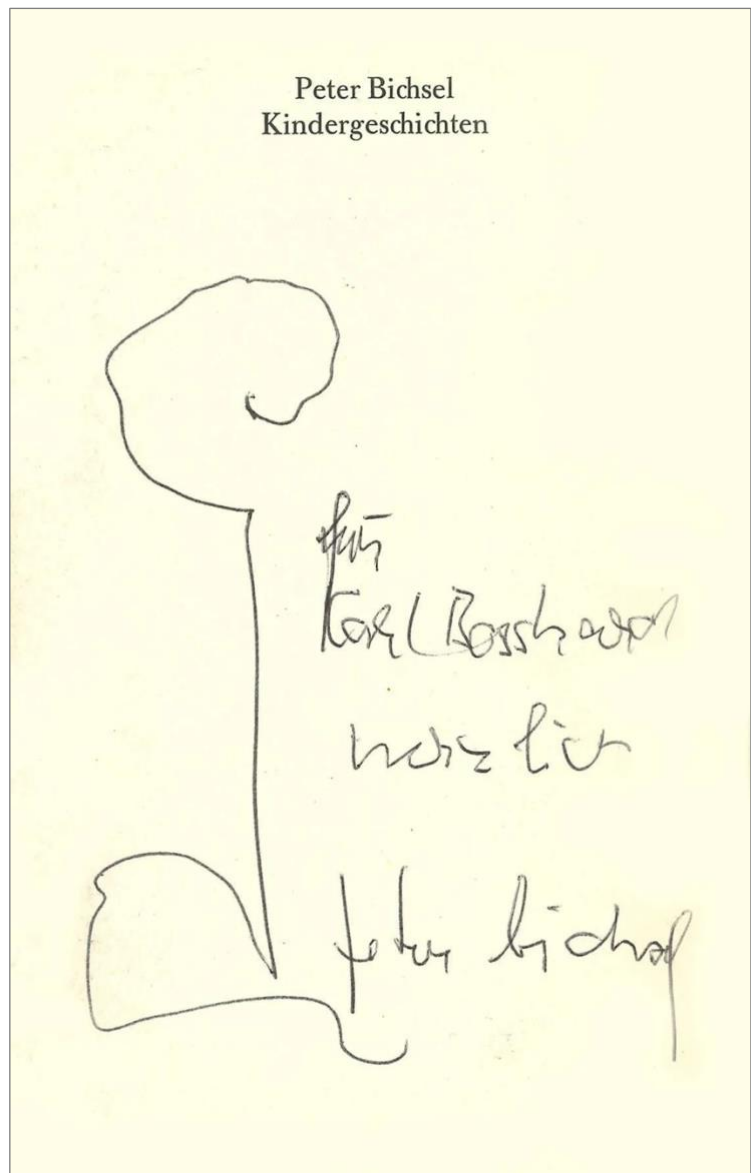
Bichsels Blümchen als Dichtersignatur

Wie gerne haben meine Primarschüler sie später gelesen, diese kurzen Kinder-geschichten: herrliche Geschichten für Erwachsene auch – Klassiker der deutschsprachigen Literatur nach 1945. Sie führen Kleine wie Grosse ins Nachdenken. Über Fragen der Zeit. In skurrilen Sequenzen verbergen sich poetische Meditationen über den Menschen in den Bedingungen seiner Tage. Unter Leichtem und Heiterem, hinter Launigem und Schrulligem versteckt sich Ernstes, Schweres, Schwieriges. Es sind kurze Texte in einfacher Sprache und mit epischer Kraft. Ohne Zufälliges, ohne Verlegenes, ohne Erzwungenes.

Unvergessen, wie Peter Bichsel sie damals (vor-)gelesen hat, unvergessen auch, wie er signierte. Er beliess es nicht einfach bei seiner Unterschrift und dem Namen des Zuhörers, nein, er zeichnete noch eine Art Blume dazu. Die dünne Pflanze wurzelt in etwas Erdigem. Über die Seite wächst sie empor. Bichsels Blümchen «blüht» noch heute; das Papier dagegen ist längst vergilbt.

Bichsels pädagogische Leitfrage

1955 wird der 20-jährige Bichsel Volksschullehrer im Kanton Solothurn. Und so erzählt er auch von Pädagogen, denen es gelingt, im Leben eines anderen Menschen Anlass zu sein, dass dieser zu dem wird, der er ist. Da ist beispielsweise seine Erstklasslehrerin: «Ich erinnere mich noch sehr deutlich an meinen ersten Schultag. Ich erinnere mich, wie ich mich augenblicklich in meine Lehrerin verliebte: für mich die einzige Erklärung dafür, dass ich kein Schulversager wurde. Ich könnte ihr Kleid noch heute beschreiben.»³



Peter Bichsels bekanntes Autogramm

² Ders. (1985), Schulmeistereien. Darmstadt: Luchterhand Verlag, S. 7

³ Ebda., S. 15



Und da ist vor allem Kurt Hasler. Von ihm berichtet Bichsel: «Ich hatte in der 5. und 6. Klasse in Olten einen wunderbaren Primarlehrer: Er hat mich von mir selber überzeugt, mich zum Schriftsteller gemacht. Weil er unter dem ganzen Schlamassel von Rechtschreibbefehlern entdeckt hat, dass ich gute Aufsätze schreibe. [...] Ich habe ihn geliebt.»⁴ Dieser Lehrer, so Bichsel, sei der einzige gewesen, der seine Aufsätze gut fand. Er habe ihn ermutigt, an sich selbst zu glauben.⁵ Der berühmte Pygmalion-Effekt! Vielleicht des Lehrers wichtigster Beitrag zur Entfaltung eines menschlichen Lebens.

Kinder brauchen Geschichten

Für Peter Bichsel bedeutsam bleibt – wen erstaunt's? – das Erzählen. In seinen Geschichten ist ja immer die Annahme enthalten: Die Welt lässt sich nicht einfach in Information verwandeln, sie lässt sich nicht einfach verarbeiten und verwalten – und auch nicht auf schulische Arbeitsblätter reduzieren. Nein, man muss sie erzählen. Nur so würde das Widerständige der Wirklichkeit sichtbar: Bichsel Verständnis von Erzählen als einer widerständigen Handlung, wie es der Zürcher Hochschullehrer für Literatur, Philipp Theisohn, ausdrückt.

Bichsel ermutigt zum Erzählen – ähnlich wie beispielsweise der Lernpsychologe Hans Aebli. Der Berner Hochschullehrer zählt das «Erzählen und Referieren» zur ersten seiner zwölf Grundform des Lehrens.⁶ Sie sind in der heutigen Pädagogik nahezu verdrängt und vergessen. Ihr Wert aber bleibt. Bichsels Botschaft und Aebli's wissenschaftliche Analyse erinnern daran. Menschen haben Geschichten gern – und sie brauchen Geschichten. Gute Geschichten. Das gilt auch für die Schulkinder.

Etwas pointiert formuliert, meint der Erzähler Bichsel gar, man könne auch die Grammatik erzählen. Man müsse sie nicht pauken. Er ist vom Bedeutsamen des Erzählens überzeugt – auch im Unterricht.

Wenn Lehrer zu Bildungsvollzugsbeamten werden

Und immer wieder denkt der Lehrer-Dichter Peter Bichsel über die «Verführung» zum Lernen nach, und über den Stoffdruck, dem sich Lehrpersonen ausgesetzt sähen. Das habe Folgen – auch für die Kinder und die natürliche menschliche Lernwilligkeit. Leicht ginge sie verloren. «Ich bin – vorbereitet durch ältere Kameraden, vorbereitet durch meine Mutter – als Lernwilliger in die Schule gegangen. Aber man liess mir in der Schule nicht einmal das Erlebnis des Lernens. Ich habe das Lernen, auf das ich mich so freute, nicht bemerkt, weil man glaubte, mich mit Spielchen, Klebförmchen, mit Äpfelchen und Birnchen zum Lernen verführen zu müssen.»

Zu viele Inhalte in zu kurzer Zeit. Ohne die notwendige Musse, ohne das so wichtige Verweilen. Auch «die Schullehrer [litten] unter dieser professionellen Bildungshysterie [...], denn schon längst sind sie zu Bildungsvollzugsbeamten geworden», konstatiert er, «und die Kinder [seien] keine Schüler mehr, sondern Vollzogene».⁷

Der Dichter als Seismograph und präziser Beobachter pädagogischer Wirklichkeit? Bichsels Worte wären bedenkenswert.

⁴ n: DIE ZEIT, 24.06.2021, S. 17.

⁵ So erzählt es Bichsels Dichterfreund Franz Hohler, der in Olten den gleichen Primarlehrer hatte, zeitlich allerdings etwas versetzt, in: „Mit ihm stirbt ein spezifisches Stück Literatur“. NZZ, 18.03.2025, S. 30.

⁶ Hans Aebli (2011), Zwölf Grundformen des Lehrens Eine Allgemeine Didaktik auf psychologischer Grundlage. Medien und Inhalte didaktischer Kommunikation, der Lernzyklus. 14. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 33ff.

⁷ Peter Bichsel (2015), Kinderarbeit im Bildungsvollzug, in: Ders., Über das Wetter reden. Kolumnen 2012-2015. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 33f.



Veranstungshinweis

Was die Kleinklasse für ein Kind bedeuten kann

Starke Volksschule Zürich, Mo. 19. Mai 2025, 19.00

Zwei Lehrkräfte berichten von ihren Erfahrungen

Montag, 19. Mai 2025, 19.00

